

Nr. 26. Posen, den 28. Juni. 1891.

Aus der vornehmen Welt.

Frei nach dem Englischen von M. Sipman.

I.

In allen drei Königreichen giebt es kaum einen herrlicheren Wohnsitz, als das herzogliche Schloß Creal — schon mehr ein Palast zu nennen — im Norden von Schottland. In zwanglosester Weise wird dort fürstliche Gastfreundschaft gespendet; der Herzog und die Herzogin von Areta sind die liebenswürdigsten Wirthe und eine Einladung nach Schloß Creal zu haben, gilt für eine große Auszeichnung. Ich hatte die Herzogin lange vor ihrer Heirath gekannt und mir die Gunst ihres Gemahls, dessen höchstes Interesse auf Erden der edle Sport war, gleich am ersten Tage dadurch zu gewinnen das gute Glück gehabt, daß ich einen Salmen in einem „Style" an's Land brachte, der des Herzogs höchste Billigung fand. Als ich dies Beginnen noch damit krönte, seine eigene Angelruthe mit einer „Fliege" zu versehen, mit welcher er zum ersten und letzten Mal in seinem Leben fünf große Salmen und ein Dutzend Aale tödtete, ehe sie in Stücken ging, hatte ich mir die dauernde Werthschätzung des freundlichen großen Herrn und eine stehende Einladung nach Schloß Creal erworben. Jedes Jahr ging ich dahin, ein kleines Item einer großen Gesellschaft bildend, denn das Schloß war groß genug, eine kleine Welt in seinen Mauern einzuschließen.

Am ersten Tage meiner Ankunft in Creal, bei der Gelegenheit, von welcher ich hier berichten will, fand ich mich bei Tische zwischen die alte Lady Salteith, die sehr harthörig ist, und einem ungewöhnlich stupiden Fuchsjäger placirt, dessen Stimme zu hören Niemand verlangte, außer wenn er sie vor einem Fuchsbau zu einem melodischen: „Tally ho!" erhob, oder zu Worten der Ermuthigung für einen verzagten Hatzhund. Gerade mir gegenüber saß die schöne Miß Crancour. Von dieser jungen Dame hatte ich viel gehört, mich aber noch nie in ihrer Gesellschaft befunden. Sie saß dem Manne zur Seite, für welchen ich, so viel ich weiß, die wenigste Sympathie empfinde. Dies war Lord Sneyd, pekuniär die beste Parthie, und in jeder andern Hinsicht die schlechteste, sollte ich meinen, die England damals aufzuweisen hatte. Auf einen Blick sah ich, was im Werke war. Miß Crancour war eine nahe Verwandte der Herzogin und die Herzogin eine der leidenschaftlichsten Ehestifterinnen, die es je gegeben hat. Sie selbst war zu jener Zeit erst fünf oder sechsunddreißig Jahre alt, von gutem Aussehen und einer Herzensgüte, die bis zur Schwäche ging, aber die Neigung Ehen zu stiften war in ihrer Natur in einer Weise entwickelt, die fast unbegreiflich und sicherlich ihrem Alter voraus war.

Doch war es die Herzogin nicht allein, die mit wachsamem Auge die Sache beobachtete. Selbst mein Nachbar Fuchsjäger, von dem ich erst erfuhr, wer die junge Dame eigentlich war, hatte sein stumpfes altes Auge auf Miß Crancour gerichtet. Lady Salteith (der es wirklich schon mehr ein Kompliment machen heißt, wenn man sagt, daß sie sehr harthörig ist, denn die Aermste ist eher stocktaub und daher so zu sagen von aller Konversation ausgeschlossen,) bewachte sie aus Leibeskräften, und so thaten mehr oder weniger in der That alle Gäste um jenen großen Tisch her, ausgenommen vielleicht den Herzog selbst, der, wie ich glaube, unempfindlich gegen alle solche Dinge war, da er ein Sportsman und sonst nichts auf der Welt war. Die Neugier des übrigen Theils der Gesellschaft war zu entschuldigen. Eine der Hauptschönheiten des Tages und eine der größten und reichsten „Parthien" des Landes waren da Seite an Seite und natürlich wünschte Jeder zu wissen, wie sich die Sache entwickeln würde.

Die Schönheit von Marie Crancour war von nicht gewöhnlicher Art; sie wurde gehoben durch eine wundervolle Frische der Gesundheit und Lebenskraft, wie sie unter den jungen Mädchen der höheren Stände leider mehr und mehr zu den Seltenheiten gehört. Es war kaum möglich sie anzusehen, ohne die außerordentlichen Gaben, die ein so vollkommener Organismus auch für die Zukunft, für ein langes glückliches Leben zu versprechen schien, beinahe zu beneiden. Wie schade, konnte man nicht umhin zu denken, wie schade, wenn irgend etwas sich ereignen sollte, was die Blüthe eines so vielversprechenden Lebens knicken, oder mit Mehlthau besudeln sollte. Und wenn man von ihr auf ihren Nachbar blickte, folgte unmittelbar der Gedanke: Wie könnte ein Leben rettungsloser verderbt werden, als durch eine Verbindung wie diese? —

Philipp Earl von Sneyd war keineswegs, was die meisten Leute einen übel aussehenden Mann nennen würden, obwohl ich eingestehen muß, daß für mich der ganze Eindruck seiner Persönlichkeit ein widerwärtiger war. Ich vermuthe, daß er zu der Zeit, von der ich spreche, zwei oder dreiundvierzig Jahre zählte, aber er war einer dieser hellblonden Menschen mit zarter Gesichtsfarbe, die immer jünger aussehen, als sie sind, auch waren seine Züge klein und regelmäßig. Wie viele häßliche Männer habe ich gesehen, die man dennoch gern ansah, weil ihre Häßlichkeit entweder eine charakteristische und nicht verletzende war, oder weil ihnen innewohnender Geist und Herzensgüte die unschönen Züge beseelte und adelte. Was mir an Lord

Sneyd so sehr mißfiel und was, wie ich dachte, ihn besonders für jede Frau lächerlich oder antipathisch machen mußte, war das ganz Unmännliche, empörend Weichliche seines äußeren Wesens. Er war viel zu sehr soigné, ganz ein Geschöpf seines Pariser Kammerdieners, mit gelocktem und gekräuselten Haar und Backenbart. Er hatte die Abgeschmacktheit, mit Juwelen zu kokettiren, und häufig habe ich ihn mit Ringen auf den Handschuhfingern gesehen. Ebenso erschien er immer nur in den feinsten Lackstiefelchen, ich glaube nicht, daß er so etwas wie eine Jagd-Joppe oder Halbstiefeln in seinem Besitze hatte. Wenn die anderen Herren der Gesellschaft, zu der er gehörte, draußen waren und sich vergnügten, war er im Salon am Piano zu finden, oder noch lieber über den Sessel einer Dame gebeugt, die er vermocht hatte, ihn zum Gesange zu begleiten; denn ich muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er eine gute Tenorstimme besaß und sie von den ersten Meistern zu geschmackvollem Vortrage von Liedern und Arien hatte ausbilden lassen.

Seine äußerlichen Mängel und Schwächen würden ja, besonders vor den nachsichtigen Augen einer Frau, die ihn hätte achten können, zu Nichtigkeiten zusammengeschrumpft sein, hätte ein gutes ehrliches Herz, ein sittlicher Werth dem Ganzen zu Grunde gelegen. Aber dem war nicht so. Dem Menschenkenner sagte es der forschende Blick, der Welt der Ruf des Lord Sneyd, daß hier ein völlig verbrauchter, abgenutzter Mensch, ein harter Egoist auf einem der schönsten Plätze an der reichen Tafel des Lebens saß. Nun dieser Mann hatte bei sich beschlossen, da die junge Dame neben ihm persönlich und auch sonst für die Stellung einer Gräfin von Sneyd geeignet war, so wollte er ihr die Ehre erweisen, sie zu diesem Range zu erheben, um so mehr, als es seiner Neigung im Allgemeinen schmeichelte, der Eigenthümer eines so schönen Menschen-Exemplars zu sein und außerdem der Besitz dieser holden Schönheit seinem Urtheile und Geschmack zur Ehre gereichen würde. Ich sah diesem Spiele zu und sah — was sah ich noch? Ich sah ein junges Mädchen, kaum eingetreten in ein glänzendes, Glück und eine schöne Zukunft verheißendes Leben, im Begriff, alles dieses dahin zu geben, ihr ganzes zukünftiges Glück zu opfern, wohlüberlegt es verkaufend für Geld und eine Grafenkrone, und ich dachte, ich sähe, daß dies nicht freiwillig geschähe, wie manche Mädchen diesen Schritt thun, sondern weil sie dazu gezwungen wurde.

Ihnen gegenüber sitzend und da ich in Hinsicht der Unterhaltung selber wenig zu thun hatte, hörte ich manche Bruchstücke des Zwiegesprächs zwischen Miß Crancour und ihrem Nachbar. Die junge Dame war aufmerksam auf das, was Lord Sneyd sagte, aber immer ernst. Sie lächelte niemals, noch änderte sich der gespannte Ausdruck ihrer Züge.

Ein großes Diner! Welche wunderliche Verwirrung von Tönen, welche seltsame Mischung von Worten und Gedanken, geheimen und offenkundigen Bemerkungen! Was für abgebrochene Reden hört man. Welchen Unsinn! Wenn Ton, Gedanke und Handlung im Moment festgehalten — in einer Camere obskura photographisch aufgenommen werden könnte, was würde das Resultat sein? In dem Falle, mit dem wir es zu thun haben, etwas dieser Art: Schnell. Das Instrument ist aufgestellt, der Schieber geöffnet und die sorgsam präparirte Platte liegt bereit:

Lady Salteith (zu mir): Hatten Ihre Verwandte dasselbe Haus in London in letzter Saison? — Ich (laut rufend): Nein, sie waren garnicht in der Stadt. — Kellermeister (von rechts): Champagner, Sir, oder Sherry? — Ich (für mich): Fieberisch gestern Nacht; (zum Kellermeister): Keins von beiden. Lady Salteith (zu mir): Gewiß, sie hätten kein hübscheres Haus finden können. — Ich (für mich): Nützt nichts, es ihr klar zu machen; (zur Lady Salteith lauter schreiend): Nein. — Lord Sneyd (zu Miß Crancour): Ich hasse Reisen. Rüttelt einen so durch. Habe Aversion dagegen, mich durchrütteln zu lassen. — Miß Crancour (zu Lord Sneyd, kalt): Aber sicherlich macht Reisen viel Vergnügen. — Ich (für mich): Verweichlichter Kerl, dieser Sneyd; (zum Diener, der geschmorte Tauben präsentirt): Nein, danke. — Lord (Sneyd zu Miß Crancour): Sehe kein Vergnügen dabei, fettiges heißes Wasser statt Suppe und so feuchte Betten zu erhalten, daß Sie ein Bad darin nehmen können. Diese Art Dinge stören mich, bringen mich außer Stimmung, machen mich — nicht gerade zornig — ich bin nie zornig — sind Sie es? — Miß Crancour: Ja, oft. — Lord Sneyd: Aber — wirklich, Miß Crancour? — Kellermeister (von rechts): Portwein, Sir? Ich: Ja. — Lady Salteith (zum Nachbar auf der andern Seite): Murmelt so, Jeder thut es heutzutage. Warum können die Leute nicht deutlich sprechen? — Lord Sneyd (zu Miß Crancour): Wie ist es, wenn man zornig ist? — Miß Crancour: O! nicht sehr schrecklich. Ich gehe nie darüber hinaus, daß ich die Person, auf die ich zornig bin, an's andere Ende der Welt wünsche. — Lord Sneyd (ruhig): Ist das Alles? O, so weit gehe ich häufig selbst. Ich würde mindestens die Hälfte meiner Freunde gern am andern Ende der Welt wissen. — Ich (für mich): wie er ihr zuwider ist; (zum Diener nach links, der indischen Curry anbietet): Nein. — Allgemeine Begleitung, gedämpftes Klappern, respektvolles Klirren. Gesumm und unterdrücktes Lachen. Fuchsjäger (zu mir): Werden Sie zur Jagdsaison in England sein? — Ich: Gedenke nicht, im nächsten Herbst zu jagen. — Fuchsjäger: Was ist aus ihrem Braunen geworden? — Ich: Verkaufte ihn. — Lady Salteith (zu mir): Miß Crancour ist nicht so hübsch als sie im vorigen Jahr war. — Ich (bemerkend, daß Miß Crancour zuhört): Kann Ihnen nicht beistimmen, Lady Salteith; (für mich): Habe sie beiläufig nie zuvor gesehen (zum Diener links, der Hammelfleisch anbietet): Ja. — Kellermeister (von rechts): Champagner oder Sherry, Sir. — Ich: Keins von Beiden. — Lord Sneyd (zu Miß Crancour): Hörten Sie, was eben Lady Salteith sagte? (Sr. Lordschaft verschlang Curry, als Lady Salteith sprach und ist erst jetzt zum Sprechen fähig.) — Miß Crancour: Ja. — Lord Sneyd: Macht Sie das zornig? — Miß Crancour: Nein, Lady Salteith hat ganz Recht. — Allgemeine Begleitung. Gedämpftes Klappern, respektvolles Klirren. Gesumm und unterdrücktes Lachen. — Fuchsjäger: Ich kenne einen Herrn, der Ihnen ein Vermögen für Ihren Kastanienbraunen gezahlt hätte. — Ich: So? Nun es ist nun zu spät. Verkaufte ihn sehr gut. — Kellermeister (von rechts): Portwein, Sir? — Ich: Danke. — Lady Salteith (zu mir): Keinen guten Teint, nicht wahr? — Ich (brüllend): Kann Ihnen nicht zustimmen, Lady Salteith. — Lady Salteith: Ja, wie Sie sagen, fehlt ihr an Farbe. — Ich (für mich): Nutzt nichts; (zum Diener, der Haselhuhn präsentirt nach links): Bitte. — Lord Sneyd (zu Miß Crancour): Was gedenken Sie morgen Vormittag vorzunehmen, Miß Crancour? Wollen Sie jene Arie aus dem Propheten wieder mit mir versuchen? — Miß Crancour: Vormittag reite ich aus, Lord Sneyd. — Lord Sneyd: Mein Himmel! Sie reiten immer aus. Ich hasse Reiten, schüttelt einen so durch. Wohlan, also Nachmittag nach dem Luncheon? — Miß Crancour (eisig): Nach dem Luncheon werde ich bereit sein. — Ich (für mich): Dies Mädchen spricht wie eine Märtyrerin. Wenn ich Lord Sneyd wäre, (zum Diener mit Charlotte russe von links): Nein, (für mich): So würde ich versuchen, mir selber diese Arie aus dem Propheten zu begleiten, oder eine willigere Genossin zu finden; (zum Diener, der Eis präsentirt nach links): Nein, Danke. — Allgemeine Begleitung. Gedämpftes Klappern. Respektvolles Klirren. Gesumme und unterdrücktes Lachen. — Fuchsjäger (zu seinem anderen Nachbar): Wir haben nun die Jagd auf junge Füchse regelrecht begonnen. Mein Jäger sagt mir, daß es dieses Jahr viel Füchse giebt. — Nachbar (ein anderer Fuchsjäger, den das Instrument nur undeutlich wiedergiebt): Froh — zu hören — gutes Land — für Füchse — viel — Dickicht. — Lady Salteith (zu mir): Sehen Sie zuweilen meinen Neffen? — Ich: Was, Harry Rushout? O ja, zuweilen. — Lady Saltheith (zum Nachbar auf der andern Seite): Mein Neffe ist einer der wildesten jungen Leute in der Stadt. Neulich wurde er vor Gericht gebracht und — Lord Sneyd (zu Miß Crancour): Lady Salteith ist in den Gegenständen, die sie zu ihrer Unterhaltung wählt, nicht immer so glücklich, als sie sein könnte. — Miß Crancour: Die arme Seele! Sie gehört einer anderen Zeit an. Aber sie ist wirklich sehr gutmüthig. — Lord Sneyd: Mich wundert, daß sie überhaupt in Gesellschaft geht, da sie so taub ist. Sie sollte zu Haus bleiben. — Miß Crancour:

Ich habe Lady Salteith besonders gern und freue mich immer mit ihr zusammen in einem Hause zum Besuch zu sein. — Ich: So ist's recht. — Allgemeine Begleitung. Klappern. — Klirren. — Genug! Hinunter geht der Schieber. Das Instrument ist geschlossen. Dies ist das ganze Resultat, nichts Besseres vermochte der Apparat zu reproduciren.

Als jene lange „Bankettscene" sich ihrem Ende nahte und die Damen den Saal verließen, fand ich mich durch den Rückzug der alten Lady Salteith neben meinem wackern, mannhaften Freunde Fortescue, mit dem ich schon hinter dem Rücken der alten Dame einen stummen Gruß ausgetauscht hatte. Ich freute mich sehr, ihn hier zu treffen. Wir sprachen über alle möglichen Dinge und kamen plötzlich auf den Gegenstand, der mich während des ganzen Diners beschäftigt hatte. Ich muß eingestehen, daß letzteres auf meine Veranlassung geschah, denn ich hatte irgend wo und wie das Gerücht gehört, daß mein Freund Jack selbst bis über die Ohren in Marie Crancour verliebt sei. Solche Neuigkeiten schienen in der Gesellschaft in der Luft umher zu fliegen.

Zu meinem Erstaunen fand ich Fortescue sehr wenig mittheilsam über den Gegenstand und noch mehr, ich bemerkte zu meiner Verwunderung eine Neigung an ihm, eher günstig von dieser Parthie zu denken. Er versuchte selbst, Lord Sneyd gegen meine Angriffe zu vertheidigen.

„Oh, er ist kein so übler Bursche, wenn man ihn näher kennt. Er ist affektirt und giebt sich Airs besonderer Vornehmheit und Verfeinerung, kapricirt sich auf den petit-maître und alles das, aber er hat auch seine guten Seiten. Wir Burschen, die wir immer nur jagen, oder fischen oder über Gräben und Dämme setzen, sind geneigt, einen Mann von ruhigeren Neigungen und Beschäftigungen zu unterschätzen. Sneyd giebt sich, wie wir alle wissen, dafür für eine Art Künstler zu gelten. Beiläufig, da wir von Künstlern sprechen, — haben Sie dieses Jahr das Bild der Herzogin auf der Akademie gesehen? War es nicht gut?"

Ich sah, daß mein Freund von dem Gegenstande abzukommen wünschte und natürlich verfolgte ich ihn nicht weiter. Auch nach Tische im Salon erhielt ich keine weitere Aufklärung. Miß Crancour und Fortescue wechselten kaum ein Dutzend Worte und Lord Sneyd machte den ganzen Abend hindurch in seiner hochmüthigen blasirten Weise Miß Crancour den Hof. Nachher im Rauchzimmer weigerte sich Lord Sneyd Cigarren zu rauchen und dampfte ein wohlriechendes Gemisch aus einer türkischen Pfeife. War es vielleicht Opium? Jedenfalls nichts Gesundes, darauf wollte ich wetten.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Vulkane.

Mit besonderer Berücksichtigung der bisherigen Ausbrüche des Vesuvs.

Von Julius Steinbach.

Der Vesuv hat, wie den Lesern der „Posener Zeitung" bekannt ist, in jüngster Zeit seine Thätigkeit wieder aufgenommen. Es wird dadurch neuerdings die Aufmerksamkeit nicht allein der Männer der Wissenschaft, sondern auch der Laienwelt auf die vulkanischen und damit verwandten Erscheinungen gelenkt. Wir wollen zunächst auf diejenigen Vorgänge eingehen, welche sich bei jedem vulkanischen Ausbruche regelmäßig zu wiederholen pflegen.

Die Vorboten eines Ausbruchs geben sich zu erkennen in einem stärkeren Entströmen des Rauches, in erhöhter Sublimation der Dämpfe an den Spalten des Kraterbodens und des Auswurfskegels und in heftiger und häufiger werdenden Erschütterungen, verbunden mit donnerähnlichen Geräuschen. Die Ausdehnung der Erschütterungen ist nicht groß und reicht selten über die Basis des Berges hinaus. Nachdem diese Vorboten sich bis zu ihrem höchsten Grade gesteigert haben, erfolgt der eigentliche Ausbruch, das Herausschleudern der Lavagesteine, und nun zeigt sich senkrecht über dem Krater jene eigenthümliche Feuersäule, die in einer ungeheuren Wolke endigt, welch' letztere unten schwarz und dicht, oben aber schneeweiß erscheint. Ferner schießen glühende Stücke wie Raketen oft mehrere Tausend Meter in die Höhe. Die erwähnte Feuersäule ist in Wirklichkeit keine solche, sondern nur der Wiederschein der Lava in den ausgestoßenen Wasserdämpfen. Die darüber schwebende Wolke wird von Blitzen durchzuckt; die emporgeschleuderten Schlacken, der Sand und die Asche fallen als Feuerregen nieder. Während dieser Vorgänge hebt sich die Lava im Inneren, bis sie den Rand übersteigt und sich über die Abhänge des Berges ergießt. Diese mächtigen Lavaströme fließen nun durchaus nicht regelmäßig; sie gleichen eher einem Strome zur Zeit des Eisganges. Durch Erkalten an der Oberfläche bilden sich mächtige Schollen. Diese stoßen auf Hindernisse und thürmen sich zu ungeheuren Blöcken auf, die endlich wieder durch die Gewalt der nachdringenden Lavamassen hinweggerissen werden. Bei sehr großen Ausbrüchen quillt zuweilen die Lava aus Rissen oder Spalten heraus, die häufig vom Gipfel bis zur Basis reichen, so daß der ganze Berg wie zerrissen erscheint.

Außer diesen eben geschilderten gewöhnlichen Vorgängen bei vulkanischen Ausbrüchen können nun unter anderen lokalen Verhältnissen auch andere Erscheinungen auftreten. Wir erinnern an jene Ausbrüche, die mitten im Meere stattfinden. Hierzu ein Beispiel.

Im Jahre 1831 gewahrte man plötzlich von der Südostküste Siziliens aus am Horizontel am Tage einen Rauchwirbel, in der Nacht eine Feuersäule; auch trieben todte Fische an den Strand. Der zufällig anwesende Geologe Friedrich Hofmann aus Berlin traf sofort die nöthigen Vorkehrungen, um sich dem etwa 8 Meilen von der Küste entstandenen Vulkan — denn nur ein solcher konnte es sein — zu nähern, was ihm bei der abergläubischen Bevölkerung nicht so leicht fiel. Bei näherer Betrachtung sah er einen Kegel, etwa 200 Fuß hoch und einen Kilometer im Umfange, in der Mitte einen Krater. Die Thätigkeit dieses Vulkans währte etwa sechs Wochen; nach zehn Wochen war die Insel schon verschwunden, und bei einer Untersuchung mit dem Senkblei nach zwei Jahren fand man keine merkliche Erhöhung des Meeresgrundes mehr. Fast alle diese im Meere entstehenden Vulkane, die sich aus losen Materialien, wie Schlacken, Asche, Sand, aufbauen, haben dasselbe Schicksal; sie werden vom Wasser hinweggeschwemmt. Nur wenige, deren Grundlage aus festen Massen konstruirt ist, erhalten sich, z. B. die Inselgruppe von Santorin im griechischen Archipel. Auf einer dieser Inseln war ein Dorf mit einer Badeanstalt zur Benutzung der warmen Salzquellen entstanden. Diese Ortschaft ging bei der Neubildung eines Vulkans, Giorgios genannt, auf fürchterliche Weise zu Grunde, theils versank sie im Wasser, theils verbrannte sie. Die zur Beobachtung anwesenden Naturforscher konnten nur mit Mühe ihr Leben retten. Das weite Vulkangebiet zwischen den Appeninen und dem mittelländischen Meere muß in vorhistorischer Zeit eine großartige vulkanische Thätigkeit entfaltet haben. Abgesehen von stellenweisem Austreten von Wasserdämpfen und Gasen, besonders in Toskana, ferner von zahllosen heißen Quellen in der römischen Campagna ist diese Thätigkeit bis auf den „Stolz und Schrecken Neapels," den Vesuv, erloschen. Wenn auch einer der kleinsten Vulkane, so ist doch der Vesuv für die Wissenschaft der wichtigste. Es ist der einzige, der seit den ältesten Zeiten beobachtet worden ist, und die Theorie der Vulkane ist größtentheils nur an ihm studirt worden. Seine vorhistorische Thätigkeit wird dadurch bewiesen, daß bereits Pompeji auf Lavaströmen erbaut ist. Nach Plutarch und Strabo muß er damals ein einfacher Berg mit flachem Gipfel gewesen sein. Der erste historische Ausbruch ist der von 79. n. Chr., welcher mit seiner Asche die Städte Herkulanum und Pompeji begrub. Bei diesem Ausbruche wurde höchst wahrscheinlich der größte Theil des Berges in die Luft gesprengt und die ausgeworfenen Massen von Laven und Schlacken bildeten den heutigen Aschenkegel. Während der nächsten 1550 Jahre wird nur von acht, und zwar weniger hervorragenden Ausbrüchen berichtet. Um so furchtbarer war die Eruption vom 16. Dezember 1631. Erdbeben und Aschenregen vernichteten mehr als 40 Ortschaften und sehr viele Menschenleben; der Gesammtschaden betrug 85 Mill. Franken. Einige Lavaströme erreichten sogar das Meer. Hierauf vergingen 30 Jahre in vollständiger Ruhe. Von dieser Zeit an lassen sich mehrere Ausbruchsperioden mit mehr oder weniger starken Eruptionen feststellen. Die letzte dieser Perioden vor dem gewaltigen Ausbruche im Jahre 1872 beginnt mit dem Jahr 1865. Im November dieses Jahres trat die Lava über und floß die Abhänge des Berges hinab, konnte jedoch den Fuß nicht erreichen. Im folgenden Jahre erfolgte eine Seiteneruption. Im November 1868 trat eine außergewöhnliche Erscheinung ein. Aus dem Gipfelkrater erhob sich ein 100 Meter hoher Eruptionskegel und aus diesem wieder ein kleinerer. Zugleich riß der Berg nordwärts auf und ein mächtiger Lavastrom floß hervor. Die beiden nächsten Jahre zeigten nur Dampf- und Fumarolenbildung. Im Januar 1871 begann eine neue Phase der Thätigkeit des Vesuvs. Auf der nordöstlichen Spitze des Aschenkegels öffnete sich eine Spalte; unter heftigem Getöse wurden glühende Lavamassen in die Luft geschleudert und ein mächtiger Lavastrom nahm seine Richtung nach dem Atrio. Trotzdem der Strom bis Anfang März zunahm, überschritt er nicht den Fuß des Aschenkegels. Dann beruhigte sich jener kleine Eruptionskegel und stürzte theilweise ein. Die Eruptionen dauerten den Sommer über fort, nahmen jedoch an Stärke ab.

Da während des Sommers des Jahres 1871 die Eruptionen schwächer geworden waren, ließ die Bildung eines kleinen Kraters nahe dem Rande des Gipfelkraters, der Dampf- und Lavastücke ausstieß, ferner Oeffnungen am Abhange des Aschenkegels, denen kleine Ströme entflossen und endlich die stärker werdenden Detonationen des Gipfelkraters und der bedeutende Aschenauswurf desselben, auf

einen bevorstehenden größeren Ausbruch schließen. Anfang November floß massenhaft stark glühende Lava an der Westseite herab, jedoch nicht lange. Dann trat scheinbar Ruhe ein. Erst Anfang Januar 1872 begann erneute und erhöhte Thätigkeit, die im Februar fortdauerte. Im März, mit Eintritt des Vollmondes, bildete sich eine Spalte an der Nordostseite mit geräuschlosem Lavaerguß am unteren Theile, letzterer hörte jedoch nach einer Woche auf.

Mit dem nächsten Vollmond am 23. April wurden die Kraterdetonationen stärker, am 24. floß hellleuchtende Lava in verschiedenen Richtungen herab. Diese Lava war am nächsten Morgen bis auf eine Stelle am Fuße des Kegels erstarrt. Trotz der Schwierigkeiten, welche die Erreichung dieser Stelle verursachte, begaben sich leider viele Neugierige dorthin, um die flüssige Lava zu sehen; dieselben hielten sich am 26. Morgens im Atrio auf. Um diese Zeit begann sich am kleineren Eruptionskegel eine Spalte zu bilden, die sich bis in das Atrio verlängerte und der eine gewaltige Lavamasse entströmte. Auch die beiden Gipfelkrater stießen glühende Lavamassen mit weißer Asche vermischt aus. Die Bedauernswerthen, die sich im Atrio aufhielten, umhüllte eine Dampfwolke; zahllose glühende Geschosse fielen auf sie herab. Mehrere kamen in der in unmittelbarer Nähe hervorbrechenden Lava um, zwei andere wurden erschlagen und elf schwer verwundet. Außer jener Spalte auf der Nordostseite bildete sich eine solche auf der Südseite des Berges und unbedeutende auch noch an anderen Stellen. Der Ausbruch am Atrio blieb der stärkste. Dieser Lavastrom theilte sich. Der kleinere Theil nahm seine Richtung gegen Resina; der Hauptstrom füllte die ganze Breite (etwa 800 Meter) des Fosso della Vetrana aus, durcheilte ihn in drei Stunden auf eine Länge von 1300 Meter und ergoß sich in den Fosso di Faraone. Hier fand eine neue Theilung statt. Der linke Zweig verwüstete die Ländereien von la Novelle; der rechte zerstörte theilweise die Ortschaften Massa und St. Sebastiano, trat dann in einen Bodeneinschnitt ein und kam an den Mauern eines Landhauses zum Stehen. Der Lavastrom legte, obgleich er vielfache Hindernisse zu überwinden hatte und sich im Fossa della Vetrana bedeutend ausbreitete, in der Zeit von 10 Uhr Morgens bis 11 Uhr Abends einen Weg von 5 Kilometern zurück.

Am Morgen des 27. Aprils standen die verschiedenen Lavaströme bereits still, und am Abend desselben Tages hörte der Feuerausbruch vollständig auf; dagegen fand jetzt ein reicherer Auswurf von größeren Massen und Asche statt, auch schien die Heftigkeit der Detonationen zuzunehmen. Am 28. verdunkelte der Aschenregen die Luft, was die allgemeine Bestürzung erhöhte. Am 29. schien sich die Wuth des Vulkans zu mildern. Ueber Campanien entluden sich zugleich starke Gewitter mit wenig Regen. Am 30. endlich machten sich in den Detonationen und in dem Ausströmen des Rauches größere Unterbrechungen bemerkbar, und am 1. Mai war die Eruption als beendigt zu betrachten. Während der Eruption fanden einzelne Erdstöße statt, die auch einige Tage nachher fortdauerten. — Nimmt man die durchschnittliche Dicke der ausgeflossenen Lava zu 4 Meter an, so giebt dies eine Masse von 20 Millionen Kubikmetern. Der Gesammtschaden an Gebäuden, Geräth und Pflanzungen wurde über 3 Millionen Franken geschätzt.

Wir wollen nun noch einige Bemerkungen über die Theorie der Vulkane anschließen. Man hat früher die Vulkane für Kanäle gehalten, welche eine offene und permanente Verbindung der Atmosphäre mit dem feuerflüssigen Erdkerne herstellen und dieses sogenannte Zentralfeuer wurde als gemeinschaftlicher Herd aller Vulkane aufgefaßt. Das Vorhandensein eines Zentralfeuers aber wird jetzt sehr angezweifelt und man ist zu der Ansicht gekommen, daß jeder Vulkan einen besonderen Herd habe, der mit einem ungeheuren chemischen Laboratorium verglichen werden kann, in dem fortwährend Prozesse vor sich gehen, die so große Hitze erzeugen, daß gewisse Stoffe schmelzen und in Dämpfe übergeführt werden. Welches sind nun aber die Ursachen jener Ausbrüche?

Die bei den vulkanischen Ausbrüchen wirkende Kraft ist zweifellos die Spannung überhitzter Wasserdämpfe. Wir müssen uns nun weiter fragen, wo kommen diese ungeheuren Wassermassen her, die in Form von Dampf ausgestoßen werden? Da es in den vulkanischen Herden selbst nicht vorhanden ist, muß es von Außen her zugeführt werden, und diese Zuführung muß die Ursache des Ausbruchs sein. Und daß es thatsächlich Meerwasser ist, welches durch sein Einströmen einen Ausbruch hervorruft, dafür haben wir mehrfache Beweise. Wir wollen hier nur einen besonders in die Augen fallenden anführen. Nach dem Aufhören der Ausbrüche bedecken sich die erkaltenden Laven und Aschen mit einem weißen Ueberzuge. Es ist das in den Aschen enthaltene Meersalz, welches ausblüht. Mit Ausnahme einiger weniger Binnenvulkane, bei denen große Binnenseen die Stelle des Meeres vertreten, liegen alle thätigen Vulkane in der Nähe des Meeres. Auch die erloschenen Vulkane im südlichen Frankreich haben, so lange sie thätig waren, an einem Golf gelegen, der sich nördlich bis in die Gegend von Lyon erstreckt hat.

Am Schlusse soll noch die Frage kurz erörtert werden, in wie weit ein Zusammenhang zwischen den Vulkanen und den Erdbeben zu finden ist. Man hat behauptet, daß alle Erdbeben von vulkanischen Kräften hervorgerufen sein müssen, und in Folge dessen die seltsamsten Kombinationen gemacht. So sollte z. B. das Erdbeben von Lissabon vom 1. November 1755 mit dem vier Jahr später stattgehabten Ausbruche des Xorulla im Westen Mexikos zusammenhängen. Heute steht es fest, daß die meisten Erdbeben nicht von vulkanischen Kräften herrühren. Es sind wohl in vulkanischen Gegenden Erderschütterungen häufig; dieselben sind, wie wir oben gesehen haben, mit jeder Eruption eines Vulkans verbunden. Diejenigen Erdstöße aber, die in Gegenden, weit entfernt von allen vulkanischen Gebilden, vorkommen, sind nur auf Bodensenkungen zurückzuführen. Diese Senkungen finden folgende Erklärung. Das Wasser, welches in Form von Schnee, Hagel, Thau und Regen niederfällt, enthält keine festen Substanzen in Lösung. Zum größten Theile dringt es in den Boden ein und kommt schließlich an irgend einer Stelle als Quelle wieder zum Vorschein. Alle Quellwasser aber enthalten feste Substanzen. Es müssen demnach die Sickerwässer auf lösliche Gesteinschichten gestoßen sein. Durch diese Lösung und Wegführung aber entstehen nothwendigerweise leere Räume, die sich schließlich so sehr erweitern, daß die erforderliche Stütze für die oberen Schichten nicht mehr vorhanden ist und ein Sinken derselben stattfinden muß. In Gegenden, wo besonders leicht lösliche Gesteinsschichten im Boden sich befinden, demnach die Lösung rascher vor sich geht, müssen auch die Senkungen häufiger sein. In einem kleinen Städtchen in der Schweiz kann man sogar täglich leise Erschütterungen wahrnehmen, und bekanntlich ist in der Schweiz keine Spur von vulkanischen Gebilden zu finden. Auch hier kann nur das stete Lösen und Wegführen der darunter liegenden Steinsalz- und Gypsschichten und das schließliche Nachstürzen der oberen Schichten die Ursache sein.

Wir haben also gesehen, daß die Vulkane in keiner Verbindung mit einem Zentralfeuer, wenn ein solches überhaupt vorhanden ist, stehen, sondern isolirte Herde besitzen, daß die Ursache der Eruptionen das plötzliche Einbrechen von Meerwasser in diese Herde ist und daß endlich die Erdbeben in den meisten Fällen nur die Folge einer Einsenkung der Erdschichten ist, die durch Wegführung der unteren Massen ihre Stütze verloren haben.

Heiteres.

Doppelt entschuldigt. Schriftsteller (zu einem Freunde): „Entschuldige, daß ich heute so oft gähne, aber ich bin sehr müde, ich habe lange an meinem neuen Drama gearbeitet."

Freund: „Ah, dann bist Du doppelt entschuldigt."

* * *

Ein Baier findet einen Fremden in seinem Weinberg und schreit denselben, indem er die Hacke erhebt, wüthend an: „Was hob't's in meinem Wingert zu suchen? Woan i Di noch 'mal betreff, schlag i Dir den Schädel ein, zum Sakrament!"

„Na, na, beruhigt Euch," sagt der Fremde. „Ich habe das Gut, von dem ein Stück an Euch verpachtet wurde, gekauft."

„Schau, schau, der neue Herr Eigenthümer," sagt der Pächter und läßt die Hacke sinken. „Nu bin i nur seelensfroh, daß i nit grob geworden bin."

* * *

Ein Dämpfer. In einer Gesellschaft weiß ein junger Mann nicht genug von seiner Menschenkenntniß zu berichten. „Ich sehe beispielsweise auf den ersten Blick, was Andere von mir denken." — Allgemeines Staunen — bis eine Dame das Schweigen bricht mit den Worten: „Das muß für Sie aber sehr unangenehm sein!"

Aus der guten alten Zeit. Der Bürgerwehr-Hauptmann hat seine Truppen lange in der Sonnengluth exerziren lassen. Nach dem Kommando „Rührt Euch!" entsteht ein Gemurmel in der Front. Plötzlich tritt der Schneidermeister Phips vor und sagt: „Herr Hauptmann, wenn Se aber jetzt nich uffhöre, uns zu kujonire, dann kündige mer Ihne de Hypothek!"

* * *

Im Eifer. Ein Gelehrter geräth bei seinen Reisen auch zu Menschenfressern, deren Sprache er einigermaßen versteht und fragt gelegentlich den ihn begleitenden Jüngling nach dem Namen eines See's, der sich eben vor ihnen zeigt. „Wiumba" nennt ihn der Schwarze, und der Gelehrte trägt den Namen in sein Buch ein. Als dies geschehen, zeigt er dem Kannibalen die Notiz mit der Frage: „Ist's so recht geschrieben?"

* * *

Boshaft. Süffel: „... Heute habe ich mich photographiren lassen!"

Rummel: „Nüchtern?"

Süffel! „Natürlich nüchtern!"

Rummel: „So, dann kann's aber nur eine Moment-Photographie gewesen sein!"

Verantwortlicher Redakteur: J. Steinbach in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.